

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der künftigen Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 3 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telefon: 18698.
Sprechstunden: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 6-spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluss der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer fest 5 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Er scheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 10/21. Telefon 1721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertage geschlossen.

Tageskalender.

Eine Parteiversammlung des 12. sächsischen Wahlkreises nahm die Leipziger Resolution zur Budgetbewilligung mit allen gegen eine Stimme an.

Jesko v. Puttkamer ist die erbetene Pensionierung unter Befassung von Orden und Titeln bewilligt worden.

Abdul Afis soll bei den letzten Kämpfen einen Sieg errungen haben.

Der heilige russische Synod wandte sich gegen die Beteiligung bei den Feiern zum 80. Geburtstag Tolstois.

Englisch-deutsche Beziehungen.

Leipzig, 5. September.

Aus London schreibt man uns: Der wirtschaftliche und seepolitische Wettbewerb zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich hat trotz aller freundlichen Ministerreden und Monarchenzusammenkünfte keine wesentliche Milderung erfahren. Sowohl auf wirtschaftlichem wie seepolitischem Gebiete rüstet England.

Am 28. August trat das neue englische Patentgesetz in Kraft, das mit dem freihändlerischen Prinzip der Nichteinmischung in Handel und Verkehr bricht, indem es den Patenten ausländischer Fabrikanten nur dann Schutz gewährt, wenn sie in genügendem Maße im Vereinigten Königreich gewerblich ausgebeutet werden. Deutsche Industrielle, die besondere Patente besitzen, werden dadurch gezwungen, Fabriken in England zu bauen und dort ihre Waren herzustellen, anstatt sie, wie früher, nach England aus ihrer Heimat einzuführen. Die Deutschen, die von diesem Gesetz betroffen werden, müssen nunmehr in England Steuern zahlen, Staats- und Gemeindeforderungen tragen, englischen Arbeitern Beschäftigungsgelegenheit geben und im Allgemeinen den englischen Reichtum vermehren helfen. Die Uebertragung deutscher Industrie nach England hat bereits begonnen. Es muß indes gesagt werden, daß England in dieser Beziehung dem deutschen Muster folgte. Das neue englische Patentgesetz ist nach dem deutschen abgefaßt. England beginnt jetzt wirtschaftlich nach dem Grundsatz zu handeln: Wie du mir, so ich dir. Eine folgerichtige Anwendung dieses Grundsatzes führt zum Schutz.

Nicht minder wichtig sind die seepolitischen Maßregeln. In den letzten Wochen scheinen Unterhandlungen zwischen der britischen und deutschen Regierung gepflogen worden

zu sein, die das Ziel hatten, ein Einverständnis über ihr Flottenprogramm zu erreichen. Der Observer gab darüber einige Auskunft. Trotz aller gegenteiligen Nachrichten besteht im englischen Kabinett keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß England zwei Schiffe gegen ein deutsches bauen müsse. Uneinigkeit besteht nur über die Methode der Flüstigmachung der nötigen Geldmittel. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Schutzgöller für Artek, die Freihändler für den Frieden sind. Aber im Punkte der Flottenrüstungen sind die Schutzgöller auch in der Lage, die Freihändler daran zu erinnern, daß Cobden, der Apostel des Freihandels, im Jahre 1853 erklärte, er wäre bereit, für eine Flottenausgabe von 100 Millionen Pfund Sterling zu stimmen, wenn Englands Seeherrschaft bedroht werden sollte. Mit dem Hinweis auf Cobden sowie auf die Tatsache der umfassenden deutschen Seerüstungen, die als eine Bedrohung der englischen Seeherrschaft ausgelegt werden, ist es den Schutzgöllern gelungen, die Freihändler für eine große Flotte zu gewinnen. Die englische Regierung, die jetzt freihändlerisch ist, hat ja auch durch den Mund des Premierministers Mr. Asquith vor einiger Zeit der Welt erklären lassen, daß England beim Zweimächte-Standard bleiben müsse. Die Mehrheit der Nation ist ohne Zweifel für diese Politik, so daß ohne die Erklärung Asquiths die Regierung dem Anstrome der Flottenpolitik bald erlegen wäre.

War sich einmal die Regierung über die Notwendigkeit der Flottenrüstungen im Prinzip einig, so ging sie daran, die Finanzfrage zu diskutieren. Und hier begannen die Schwierigkeiten. Der Finanzminister Lloyd George erklärte, er würde in eine schwierige Lage geraten, wenn er sowohl für Flotten- als für Sozialpolitik die Mittel aufbringen müßte; er halte es deshalb für notwendig, sich davon zu überzeugen, ob die deutschen Rüstungen wirklich gefährdend wären. Er machte deshalb den Versuch, ein Einverständnis mit der deutschen Regierung zu erzielen. Der Minister des Aeußern, Sir Eduard Grey, gewährte ihm den nötigen Spielraum. So kam die deutschfreundliche Rede Greys vor Schluß des englischen Parlaments, dann die Monarchenzusammenkunft in Cronberg, wo eine eingehende Aussprache zwischen Wilhelm und Sir Charles Hardinge, dem ständigen Beamten des englischen Ministeriums des Aeußern, stattgefunden haben soll. Der Kaiser wies auf seine Friedensrede hin, die er anlässlich seines Besuchs in England im vorigen Jahre in der Guildhall gehalten hatte und gab nochmals die Erklärung ab, die deutschen Flottenrüstungen seien von rein deutschen Gesichtspunkten unternommen worden und haben nicht die geringsten englandfeindlichen Motive. Im übrigen, was geschehen sei, könne nicht mehr rückgängig

gemacht werden: Das deutsche Flottenprogramm sei bis zum Jahre 1911 festgelegt und daran dürfe nicht gerüttelt werden, ohne das deutsche Ansehen zu schädigen. Die englische Regierung erkannte die Wichtigkeit des letzteren Arguments an, woraus der Schluß gezogen wurde, daß erst nach dem Jahre 1911 die Unterhandlungen über ein Einverständnis mit Deutschland wieder aufgenommen werden könnten. Bis dahin wird also vorerst weiter gerüstet. Woher aber das Geld nehmen, ohne den Etat aus dem Gleichgewichte zu bringen? Dann muß man bedenken, daß die fetten Jahre vorbei sind, in denen England auf Etatsüberschüsse rechnen durfte. Wir befinden uns hier in einer schweren Wirtschaftskrise. So zum Beispiel betrug die Arbeitslosigkeit im Juli d. J. 8,2 Prozent gegen 3,2 Prozent im Juli 1907! Die Regierung kam schließlich zur Ueberzeugung, daß es das Beste wäre, eine Kleihe aufzunehmen, um das Flottenprogramm: zwei englische Dreadnoughts und Indomitables gegen ein deutsches, ausführen zu können.

Das Ergebnis der englisch-deutschen Unterhandlungen ist also folgendes:

1. Es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß alle Unterhandlungen mit Deutschland über ein Flotteneinverständnis bis Ende des Jahres 1911 aussichtslos sind;
 2. England führt daher sein Programm von 2 gegen 1 auf vier weitere Jahre durch;
 3. Dieses Programm muß den Bau von 30 verbesserten Dreadnoughts und Indomitables vorsehen, von denen jedes etwa 10 Millionen Mark kosten würde;
 4. Es ist deshalb eine einmalige Ausgabe von 1 Milliarden Mark nötig, die durch eine Anleihe aufzubringen ist, um den Etat intakt zu lassen.
- Das Ergebnis der englisch-deutschen Unterhandlungen ist also nur für die Schiffbauer und Kanonenfabrikanten erbaulich. Nur soviel ergaben sie, daß man nunmehr im englischen Parlamente und in der englischen Presse wenig von Deutschland sprechen wird. Das Motto ist: *Warten und nicht plaudern!* Hauptsächlich werden Kreuzer vom Typ Indomitable gebaut werden, da sie infolge ihrer Schnelligkeit und Stärke dazu bestimmt sind, die feindliche Flotte den englischen Dreadnoughts vor den Rachen zu treiben.

Friedliche Kolonialpolitik.

Der Kampf, den wir überall gegen die Grausamkeiten der Kolonialpolitik zu führen haben, bewirkt leicht, daß man an dieser äußeren Form haften bleibt und darüber das Schreckliche, das im Wesen der Kolonialpolitik überhaupt liegt, nicht sieht. Die Empörung über das Händchen im Kongostaat, über die Ausrottung der Hereros

Seuilleton.

Der Einzige und seine Liebe.

Von Limm Kröger.

7) (Nachdruck verboten.)

XII.

Der zweite und letzte Termin.

Um dieselbe Zeit, als Garder Riders sich beim Kastellan des Zuchthauses meldete, sprach ein halb städtisch, halb bäurisch gekleideter, selbstbewußt tuender Mann auf der Bank vor. Das war Jochen Niese. Er wurde seiner Bedeutung und seinem Vermögen entsprechend empfangen und behandelt und in das Direktionszimmer genötigt.

Der fällige Wechsel von Riders sei doch eingelöst? warf er so hin.

„Selbstverständlich! Sie haben ja prolongiert,“ lautete die Antwort. Man legte ihm das von Garder abgegebene Papier vor.

Mit lächelnder krauser Lippe und mit krausem Sinn prüfte der große Jochen Meister Riders Kunst. Sein Gesicht fiel auf.

„Mit dem Wechsel ist es doch in Ordnung?“

„Darüber möchte ich mir eine Erklärung vorbehalten,“ war die reservierte Antwort.

„Späß!“ lachte der Direktor. „Der alte ehrliche Garder!“

„So denke ich auch“ — antwortete der Diplomat. „Die Sache wird gewiß in Ordnung kommen.“

Jochen hatte mit der Handlung Paap u. Co. ein gutes Geschäft geschlossen, er hatte im Adler gegessen, er hatte eine gute Zigarre geraucht, er hatte eine Flasche Wein getrunken, der Fuchs vor seinem Einspärrer war mutig und auf einmarchen. Als er, nach Hause zurückkehrend,

durch die Königstraße knatterte, grüßte man rechts und links — Jochen Niese war ausgezeichnete Laune.

Eben hatte er das Stadttor hinter sich, da holte er den mühsam daherstiefelnden Garder ein.

„Golla!“ rief er. „Golla, Meister Riders.“

Er pfiff und zog die Bügel an, steckte den Beitschenstiel ins Futteral. Der Fuchs stand wie ein Baum.

„Garder,“ wiederholte er. „Bisßen mitfahren?“ Er lachte dabei aus voller Kehle.

Garder stand still, ohne sich zu wundern, wie der Unglücksnachbar so plötzlich daherkomme. Er wunderte sich über nichts mehr. — Mitfahren wollte er nicht. Er dankte.

Jochen lachte noch immer, lachte ihm voll ins Gesicht. „Was lachst du?“ fragte Garder. Es war ihm wirklich unbegreiflich, wie heute jemand lachen könne.

„Ich bin vergnügt, Meister. Soll ich da nicht lachen? Warst nur, Nachbar. Morgen sollst du auch lachen. Morgen wollen wir alle lachen. Morgen.“

„Gutwohl, morgen! Gestern habt ihr mich im Stich gelassen, morgen werdet ihr das nicht tun. Es ist der zweite Termin, einen dritten gebe ich nicht.“

Er zog seine Uhr.

„Es ist fünf Minuten nach vier. Morgen um diese Stunde, also vier Uhr, wünsche ich euch zu sehen. Meine Bedingungen sind die alten. Du brauchst nichts zu sagen, Garder. Ich weiß, daß ihr kommt — du und deine Fräulein Tochter — die — — na die —“

Er schüttelte heftig den Kopf, als wenn er den Namen suchte und nicht finde.

„Nun, wie heißt sie doch gleich?“

„Katrien heißt sie,“ antwortete Meister Riders demütig.

Jochen Niese mit dem feinen Ohrgefühl lachte wieder. „Das ist ja auch wahr. Wie konnte ich das vergessen! Darüber erzürnten wir uns ja gerade. Linschen darf ich nicht sagen — Katrien Riders ist mein Name.“

Er ahmte des Mädchens Stimme nach und brach wieder in schallendes Lachen aus.

„Daß nicht!“ bat der Alte. Es ging ihm wirklich durch Mark und Bein.

„Kannst du mein Lachen nicht leiden, Schwiegervater? Dann laß ich es selbstverständlich.“

Er lachte nicht mehr, um so listiger verzog er den Mund.

„Was tut man nicht dem Vater seiner Braut zuliebe! Wir wollen nicht mehr davon reden, es gibt ja noch mehr, was interessiert. Zum Beispiel, Garder, warst — auf der Bank?“

Garder wurde kaum noch rot. Jochen lachte natürlich alles, es kam nichts mehr unerwartet.

„Ich war da,“ gestand er.

„Das sind ich nett, Garder! Ich sprach übrigens auch mal vor und freute mich, wie du schreiben kannst, Meister.“

„Ich weiß, Jochen. Ich bitt dich, schweig davon!“

„Du bist ein wunderlicher Heiliger, Nachbar. Nur kannst auch das nicht vertragen? Lachen soll ich nicht, von der Bank und von Wechseln willst du nicht hören? Was soll man denn eigentlich mit dir reden? Na, wollens versuchen. Warst bei Peter Rank?“

Der Sprecher bog sich zu Garder hinüber, so weit es ging.

„Hast du ihn besucht?“ fragte er schmierig.

„Ja,“ antwortete Garder. Ihm war jetzt alles einerlei.

„Sehr vernünftig! Man kann nicht wissen, wo man noch mal sein Brot isst. Wenn mans kennt, so gewöhnt man sich um so eher. Wie gehts denn dem ehrlichen Peter?“

Garder schwieg.

„Hat dir natürlich erzählt, daß Hans Goller der Schuldiene ist. Er hatte ja versprochen, ihm mit Bürgschaft zu dienen. Aber das Gerücht hat gesagt, daß seinen Redensarten, das sei kein Versprechen, kein bestimmtes Versprechen, das allein vor dem Gesetz binde. Und selbst, wenn auch alles so wäre, haben sie gesagt, Fälschung bleibe Fälschung und werde mit Zuchthaus bestraft. Nicht